

25 Jahre Hildesheimer Kulturwissenschaften: Von der „polyästhetischen Erziehung“ zur intermedialen Kunstkompetenz

Vortrag am 9. Februar 2004 von

Prof. Dr. Hajo Kurzenberger

Am Anfang war eine kreative Idee. Da gab es in den Siebzigern ein paar quer und interdisziplinär denkende Professoren der Wissenschaftlichen Hochschule Hildesheim, wie z.B. Wolfgang Roscher oder Heinrich Maiworm oder Franz Kumher, die jenseits „der voneinander abgeschiedenen Schulfächer“ dem Ästhetischen auf die Spur kommen wollten. „Klänge – Texte – Bilder – Szenen“ lieferten das Anschauungs- und Erprobungsfeld ihrer Modelle zur kunstpädagogischen Praxis. „Polyästhetische Erziehung“ war das Label und die Zielrichtung ihrer Untersuchung, die sie unter gleichem Titel bei DuMont als Buch publizierten. Das war die Keimzelle eines neuen wissenschaftlich-künstlerischen Studiengangs, genannt ‚Kulturpädagogik‘. Er war inspiriert von den Bauhauskonzepten, fundiert in der Tradition der musischen Erziehung an Pädagogischen Hochschulen, politisch umgesetzt von einer zu neuen Ufern aufbrechenden Hochschulleitung, die unter den Rektoren Lütge und Alten die Weichen stellte für eine universitäre Zukunft der Hildesheimer Hochschule, die nicht nur der Lehrerbildung dienstbar sein wollte.

Die erste neu ausgeschriebene Professur des 1979 gestarteten Modellversuchs war denn auch für Kulturpädagogik, die das Theater als Schnitt- und Integrationsfeld der Künste nutzen sollte. Weitere folgten, nun schon definiert und verantwortet von der nächsten Generation: die Professur für Populäre Kultur, bis heute einmalig im universitären Deutschland, Lehr-, Praxis- und Forschungsgebiete im Bereich der Museumspädagogik, des Films und der Medien, der Szenischen Musik, des Kreativen Schreibens und der Kulturpolitik. Mit dem aufmerksam wachen Blick für die Kultur- und Kunstszene der Gegenwart und ihre Entwicklungen blieb der Studiengang in dauernder Bewegung: aus der Kulturpädagogik wurden die drei kulturwissenschaftlichen Studiengänge „Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis“, „Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus“ und „Szenische Künste“ – alle drei eng miteinander verknüpft und doch jeweils deutlich unterschieden in der Breite oder Spezifik einer Ausbildung, die alte Bildungsideale neu entdeckt und verwandelt hat: das Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen praktisch berufsbezogener Anwendung und freiem Experiment.

Eine entsprechende Studien-, Lehr- und Curriculumstruktur zu entwickeln, war und ist bis heute eine Aufgabe, die das konventionelle akademische Denken heraus- und zuweilen überfordert. Mit dem alle zwei Jahre stattfindenden Projektsemester hat sich seit 1992 eine besondere Lehr- und Forschungsform etabliert, die aus den utopischen Zielen eine lebendige, intensive Studienrealität macht und zudem die inner- und außeruniversitäre Öffentlichkeit mit den Präsentationen der Projektergebnisse in Ausstellungen, Konzerten, Lesungen, Film- oder Theatervorstellungen einbezieht.

Aus dem anfangs immer wieder in Frage gestellten Studiengang Kulturpädagogik, dem man unkennd seine Marktauglichkeit absprach, ist inzwischen ein bundesweit beachtetes Erfolgsmodell geworden. Das liegt vor allem an den Absolventen, die ihre Studienerfahrung und die erworbenen und erprobten Kenntnisse weiter vermittelt, an viele Orte der Bundesrepublik und in die verschiedensten Kulturinstitutionen getragen haben. Kaum ein kultureller Bereich, wo heute nicht in leitenden Positionen auch Hildesheimer Kulturpädagogen am Werke sind: Martin Köttering zum Beispiel, der rührige Präsident der Kunsthochschule Hamburg, oder der gegenwärtige Shooting-Star der Theaterszene, Sebastian Nübling, der in dieser Spielzeit an den Münchner Kammerspielen und in der nächsten Saison bei den Salzburger Festspielen inszeniert, oder Marianne Leky, um eine von vielen

erfolgreichen Schriftstellerinnen zu nennen, denen gerade wieder ein Literaturpreis zuerkannt wurde, oder Matthias Krohn, der die Professur für Neue Medien an der Potsdamer Hochschule innehat, Lektorinnen bei Rowohlt oder DuMont, Kulturamts- und Kunstschulleiterinnen von Vaihingen bis Oldenburg, Rundfunkredakteure z.B. in der Musik-Abteilung des Hessischen Rundfunks oder Kulturjournalisten z.B. bei der Süddeutschen Zeitung. Die Liste ist inzwischen lang und die Zahl der Praktikumsorte für unsere heutigen Studierenden damit noch mehr gewachsen.

Nicht zuletzt haben die kulturwissenschaftlichen Studiengänge in die Stadt Hildesheim ausgestrahlt, auch wenn man sich dort zuweilen schwer tat, so viel kreatives Potential zu verkraften: ‚Radio Tonkuhle‘ oder das Europäische Theaterfestival ‚transeuropa‘, das Filmfest ‚Best before‘, oder die Literaturzeitschrift ‚Bella triste‘, das Tango-Orchester ‚Faux pas‘ oder ‚Matthies and the Miltones‘, ‚Via-Art‘-Genossen oder das jährliche Holler Theaterspektakel, die Kulturfabrik Löseke oder die Nachtbar des Stadttheaters – sie sind aus Hildesheim nicht nur nicht mehr weg zu denken, sondern sie machen eigentlich erst wahr und lebendig, was das Werbeetikett verkündet: Hildesheim, die heimliche Kulturhauptstadt Niedersachsens.

Was ich Ihnen bis hierher vorgetragen habe, ist die Geschichts- und Erfolgsbilanz der Hildesheimer Kulturwissenschaften, wie sie zum 25jährigen Universitätsjubiläum kürzlich in der Hildesheimer Allgemeinen Zeitung veröffentlicht wurde. Zu dieser keineswegs sonderlich geschönten Vorzeige- seite gibt es selbstverständlich auch eine Kehrseite. Auf ihr werden Probleme sichtbar, mit denen der Studiengang, die Studiengänge seit ihrer Gründung zu kämpfen haben. Über diese Schwierigkeiten und ihre Konsequenzen für die Fortentwicklung der Hildesheimer Kulturwissenschaften möchte ich gerne mit Ihnen aus Anlass dieser Feierstunde ein wenig nachdenken. Ich beginne pragmatisch: mit den Ausbildungszielen und ihrem Wandel, komme dann zu den Neustrukturierungen, die mit dem Generationswechsel der Lehrenden bevorstehen, streife die Einbindung bzw. Ausgrenzung der Studiengänge in die und aus der traditionellen akademischen Vorstellungswelt und versuche eher theoretisch zum offen Ende hin, die Hildesheimer Kulturwissenschaft zu verorten in der inzwischen breit geführten Diskussion über die Kulturwissenschaften generell.

Als der Studiengang Kulturpädagogik eingerichtet wurde, war er in der Tat einmalig in der bundesrepublikanischen Hochschullandschaft. Aufgrund seines wissenschaftlich-künstlerischen Profils, seiner Theorie-Praxis-Verschrankung ist er dies geblieben, auch wenn andernorts zahlreiche kulturwissenschaftliche Studiengänge entstanden sind. Die so oft und zu Recht gepriesene Einmaligkeit des Studiengangs, die im Zusatz „Kulturwissenschaft und ästhetische Praxis“ zum Ausdruck kommt, ist ein erstes nicht zu unterschätzendes Problemfeld. Unikate heben sich nicht nur ab vom Üblichen, ihnen fehlt auch die Tradition. Und, was genau so schwer wiegt, für Einmaliges gibt es kein Allgemeinverständnis, kein sicherndes Vorwissen der Nichtbeteiligten, kein Orientierungswissen, das das eine mit dem Vergleichbaren verbindet. Die Hildesheimer Studiengänge waren und sind also unablässig erklärungsbedürftig. Bei der ehemals völlig solitären Kulturpädagogik war dies noch augenfälliger. Jede/r der hier anwesenden AbsolventInnen dieser Phase weiß davon ein Lied zu singen. Kaum weniger, bis heute, die hier Lehrenden, die vermitteln sollen, was sich hinter dem Namen verbirgt.

Dass ziemlich Verschiedenes, zuweilen Disparates hinter den Studiengangsetiketten verborgen ist, gehörte von Anfang an zu den Vorzügen und Schwachpunkten der Hildesheimer Unternehmung. Trotz der Einrichtung von Basiscurricula, bei aller verdienstvollen Aufklärungsarbeit der Studiengangsbroschüren und Hochschuleinführungstage ist das so geblieben. Die Hildesheimer Kulturwissenschaft erzielt bei Studienanfängern immer noch den Effekt eines Überraschungseis. Zurück zur Einmaligkeit, oder sagen wir bescheidener, zur Besonderheit der Studiengänge. Sie ist der Motor, der alle und alles, nicht nur in den Gremien auf Trab hält: unablässig muss das eigene Tun begründet und definiert werden, steht zur Debatte, was notwendig und was überflüssig ist, was zum Ganzen gehört und was fehlt, was das Ganze soll und wohin es führt. In den achtziger Jahren wurde der

polyästhetische Gesamtanspruch einer umfassenden ästhetischen Bildung, die hehre Generalforderung der Kulturvermittlung als Kulturbeglückung aufs Realmaß des vor Ort Gelehrten und Praktizierten gestützt: „Wir bilden in einigen Künsten aus“ - also beileibe nicht in allen -, und zwar wissenschaftlich und künstlerisch-praktisch, hieß es damals, Ende der 80er. Wir bilden „in den Künsten“ aus, aber nicht „für die Künste“, war die Anschluss-Definition. Was heißen sollte, wir bilden keine Künstler aus. Wir bilden Kulturvermittler aus, war die curricular konkretisierte Akzentuierung dieser Definition.

Freilich, mit jeder Klärung und der damit verbundenen Fortentwicklung des Studiengangs und der Künste entstanden zugleich wieder neue Unwägbarkeiten. Kunstvermittlung zum Beispiel avancierte zwischenzeitlich zu einer aktuellen Kunstform. Auf der anderen Seite, gleichsam gegenläufig, wurde – ebenso aktuell – die Kunstvermittlung zur eingeforderten Dienst-, Service- und Organisationsleistung. Was also war und ist jetzt gemeint mit Kultur- und Kunstvermittlung als Ausbildungsziel? Der Kulturmanager, der möglichst viele neue Geldquellen anzapft und noch mehr Kultur-Events produziert, oder der postmoderne Avantgarde-Künstler, der den Kulturbetrieb mit innovativen Cross-Over-Kunstereignissen neu arrangiert und aufmischt? Oder doch die Kunst- oder Musikschulleiterin, die in Eigen- und Handarbeit ihren Laden schmeißt, von den Finanzverhandlungen mit dem Ortsbürgermeister über die Raumverteilung für ihre Lehrenden bis zu der von ihr selbst erteilten musikalischen Früherziehung? Soweit die unvollständige, ergänzungsbedürftige Problemskizze des beruflichen Suchbilds, das zur Diskussion steht.

Kaum einfacher ist die Bestimmung der Lehrangebote und Lehrinhalte in den verschiedenen Künsten, auch wenn hier das Bildungsziel nicht an Berufsnormen auszurichten ist, ja im Gegenteil diese bewusst zu überschreiten sucht, um jenen intellektuellen und ästhetischen universitären Mehrwert zu erreichen, der die Absolventen frei und souverän macht im wissenschaftlichen und künstlerischen Tun, und sie dennoch nicht weltfremd und unbeholfen lässt im Anwendungspraktischen. Die Schwierigkeiten entstehen hier aus derselben Prämisse, die für die Ausbildungsziele gelten. Hildesheimer Kulturwissenschaften denken und praktizieren die Künste und die Kunstwissenschaften von der aktuellen Gegenwart her. Sie lassen sich wagemutig ein auf das, was im ästhetischen Feld als modern, postmodern und postpostmodern offeriert wird. Sie begreifen die Künste als gegenwärtige, um sie dabei auch in ihrer Tradition zu entdecken. Aktuelle Kunstentwicklungen aber sind weder vorhersehbar, noch passen sie ins Schema. Wer sich mit ihnen befasst, sich auf sie einlässt, sie zum Ausgangspunkt nimmt, läuft zwangsläufig hinterher, zumindest curricular. Und er gerät beständig in zwei Gefahren. Die erste: dem nur Zeitgeistigen anheim zu fallen oder von ihm beständig überholt und genarrt zu werden. Die zweite: sich in die Arme der Tradition zu werfen, die Sicherheit zu bieten scheint und doch brüchig ist.

Hat man diese kulturwissenschaftliche Skylla und Charybdis vor Augen, ist das Schiffelein der Hildesheimer Kulturwissenschaft einen soliden, ja guten Kurs gesteuert. Mutig und wichtig war es Anfang der 80er, die Kultur nicht nur auf E zu begrenzen, sondern mit der Aufnahme der Populären Kultur ins Boot, E und U gleichermaßen als wichtig und wechselwirksam anzuerkennen. Und als ebenso richtig zeigt sich, der Entwicklung der technischen Medien, also Grafik, Foto, Film, Video, Computer, Internet eine eigene, spezifische Ästhetik und Erfahrung zuzutrauen und sie entsprechend zu positionieren, zuletzt etwa im Studiengang *Szenische Künste*.

Mit der sozialen Kunstform Theater hatten ja, wie eingangs erwähnt, schon die Gründungsväter die ästhetische Integrationskunst schlechthin im Auge, wohlwissend, dass sich auf der Bühne, die heute ja an den verschiedensten Orten aufgestellt ist, alle Künste tummeln, vereinen, wechselseitig akzentuieren und stärken können. Was sie nicht gewusst haben und voraussehen konnten: den Theatralitäts- und Performativitätsschub der letzten Jahre, der zwar von den Theaterwissenschaften mit initiiert und mit reflektiert wurde, aber letztlich in den Darstellungsweisen einer durch die Medien geprägten Konsumgesellschaft gründet.

Aber eben weil gesellschaftliche Entwicklungen die Hildesheimer Kulturwissenschaften fundieren, weil diese nicht eindimensional und widerspruchsfrei verlaufen, galt und gilt es immer wieder, auch auf Gegenläufiges, auf Widerständiges zu achten. In alternativen Kunst- und Kulturformen kann es ebenso stecken wie in der Vereinzelung jener, die angehalten und gelehrt werden, wie man schreibt. Mit und gegen den Strom medialer Bilder, den vielzitierten Iconic-Turn, werden freilich heute alle ernst zu nehmenden Künstler produktiv, ob sie allein vor dem leeren Blatt oder dem Computer sitzen, gemeinsam Video oder Theater machen oder sich klang- oder raumbildnerisch betätigen. Aktuelle Kunstproduktion in Praxis und Wissenschaft zu erkunden, eine heutige ästhetische Erfahrung in ihrer Vielheit und Widersprüchlichkeit differenziert auszufalten und zugleich begrifflich zu formulieren, bleibt also, zeitgemäß verwandelt, durchgängiges Bildungsziel der Hildesheimer Kulturwissenschaften. Denn damit ist das Fundament gelegt für das, was jede Art von Vermittlung braucht: Kunstkompetenz.

Das unablässige Nachdenken über Lehrinhalte, Lehrformen, Bildungs- und Ausbildungsziele und deren Veränderung ist freilich nicht sonderlich beliebt. Offenkundig stört es manche Lehrenden genauso wie manche Studierende. Die zuletzt gemeinsam über Fachgrenzen hinaus getroffene, aus der Studiengangsgeschichte und bisherigen Erfahrungen hergeleitete Entscheidung, auf die Bildhauerei ebenso zu verzichten wie auf die Malerei und stattdessen als erstes eine Professur für die Gestaltung des Raums auszuschreiben, war vielen Studierenden und einigen Lehrenden nur schwer zu vermitteln. Einmal deshalb, weil bestimmte Bilder von der Kunst und vom Künstler sich in den Köpfen offenbar unverrückbar festgesetzt haben. Zum andern, weil man dem Prinzip der in Hildesheim praktizierten immer nur exemplarischen Kunstausbildung zu wenig vertraut. Fragt man hingegen: „Welche Art von Kunstpraxis macht für KulturwissenschaftlerInnen möglichst viel Sinn, und welche Kunst verzichtet auf ideologischen Ballast wie Künstlergenie und Künstlergetue, und welche ist besonders sozial-kommunikativ und zugleich interdisziplinär vernetzbar?“ kommt man zu ganz anderen Ergebnissen. Die Fotografie zum Beispiel hat es mit professionellen, interdisziplinären Projekten und Ausstellungen vorgemacht, die Raumprofessur kann es in ihrer Weise ihr nach- und anderen Künsten und Kunstwissenschaften vormachen: mit Klang-Installationen, Ausstellungskonzeptionen, Rauminszenierungen und Performances, die wiederum andere Fächer und Künste anregen und einbeziehen. Interdisziplinarität und Intermedialität, das zeigen gerade die Ergebnisse des Projektsemesters, bringen das Hildesheim-Spezifische hervor. Die wahren Liebhaber der Künste, die kunstwilligen und kunstreflexiven Dilettanten also, die hier Kunstwissenschaft betreiben und Kunst machen, schaffen gemeinsam etwas, was andernorts gar nicht möglich und nicht zu haben ist, weil zu viele einzelne, echte oder angemäße Kunstgenies, einander im Wege wären. Insofern arbeiten die Hildesheimer Kulturwissenschaften auch an einem eigenen Kunstbegriff, der von außen oft deutlicher und positiver wahrgenommen wird als von innen. (Ich erinnere nur an das Stichwort vom Chorischen Theater).

Die Innensicht der Hildesheimer Kulturwissenschaften ist schwierig. Das gilt für die Außen-Innensicht ebenso wie für die Innen-Innensicht. Mit der Außen-Innensicht sind die Kollegen aus den anderen Fachbereichen und Studiengängen gemeint, mit der Innen-Innensicht die Studierenden und die StudiengangskollegInnen (die leider immer noch zu 96 % Kollegen sind). Letztere, ich schließe mich selbstverständlich ein, sind immer wieder gefährdet, ihre solistische Sicht der Studiengänge absolut setzen zu wollen, oder aber, was schwerer wiegt, den Partner- und Gemeinschaftsbezug zu ignorieren: weder die einzelnen Künste bzw. die daraus hervorgehenden Fächer, noch die einzelnen Studiengänge können als einzelne gedacht werden und bestehen. Die Vernetzung ist zuallererst eine pragmatische Notwendigkeit. Wir haben gar nicht genügend Lehrpersonal, die Studiengänge einzeln zu bestücken. Vernetzung ist aber auch eine der zentralen ideellen Vorstellungen von Anfang an. „Interdisziplinarität“ war nicht nur die Basis der Kulturpädagogik, sie war auch ein im Prüfungsgeschehen hoch gewichteter Studienbereich mit 25 % des Gesamtstudienaufkommens. Trotz der Abschaffung dieses Prüfungsbereichs bzw. seiner Ersetzung durch die Kul-

turpolitik und Kulturorganisation muss Interdisziplinarität und Verantwortung fürs Ganze in seiner wissenschaftlich-künstlerischen Wechselwirkung weiter gelten. Alleingänge haben in dieser kleinen Universität keine Chance, weil sie bestenfalls ästhetische Duodezfürstentümer ergeben, die bekanntlich keinen sonderlich weiten Horizont haben. Alleingänge sollten aber auch deshalb keine Chance bekommen dürfen, weil dann jene produktive Wechselwirkung zwischen den Künsten und Kunstwissenschaften zum Versiegen käme, die sich ja ohnehin bei den vorhandenen Studienordnungen vor allem in den Köpfen der Studierenden vollziehen muss.

Der Beitrag der Studierenden zum Gelingen der Hildesheimer Kulturwissenschaften ist groß, ich habe es eingangs schon angedeutet. Ihr Interesse, ihr Engagement, ihre im Studium wachsende Kunst- und Wissenschaftskompetenz auf unterschiedlichen Gebieten, die sie wieder dem Ganzen zuführen und zugute kommen lassen, ist ein großes Kapital der Hildesheimer Studiengänge. Um so mehr haben Lehrende und Studierende ein wachsameres Auge auf die Studieneffizienz zu richten. Sie ist formal seit der Evaluation gewachsen. Mit der Voranstellung der Diplomarbeit werden wir demnächst auch statistisch gut dastehen. Also: Studienzeiten im grünen Bereich! Wo ich mir, was das Ergebnis betrifft, nicht so sicher bin, ist ein zunehmend häufiger anzutreffendes Studienverhalten, das die Studiengänge unterminieren könnte. Immer mehr Studierende nutzen ihr Studium nach dem Vor-Diplom nicht mehr optimal: nach dem obligaten und selbstverständlich förderungswerten Auslandssemester im 5. oder 6. wird das Haupt-Studium oft nur noch selektiv betrieben. Unser Anforderungs- und Schein-System erlaubt das. Noch! Gestärkt und bestätigt aus manchem Praktikum außerhalb der Universität, verlockt durch frühe Avancen von Kunst- und Kulturinstitutionen, verführt von der großen und verständlichen Lust, sich selbst in eigenen, freien Projekten zu profilieren, wird das Studium oft zweitrangig. Das, so meine ich, ist der falsch verstandene Praxisbezug. Nichts gegen das eigene Erproben, nichts gegen die Folgen der Praktika – sie führen ja oft zu festen beruflichen Tätigkeiten. Aber die Gewichtung muss stimmen. Und vor allem: was man im Feld der Lektüre und des Wissens, der Wissenschaften und der Theorie versäumt hat, wird sich später nur schwer einholen lassen. Das richtig gewichtete Theorie-Praxis-Verhältnis – das gilt nicht zuletzt für die Studierenden.

Wechseln wir die Perspektive und die Zielgruppe der Kritik. Die Probleme bei den Vertretern der Außen-Innensicht liegen ganz anders. Von Kultur und Kunst meinen alle hinreichend Gebildeten etwas zu verstehen. Und welcher unserer geschätzten Kollegen wäre nicht gebildet? Also mischt man sich, das war von Anfang an so, nicht nur mit wohlmeinenden Ratschlägen ein. Bei keiner Informatikstelle, die im FB III ausgeschrieben wird, würde den Kollegen aus FB I oder II auch nur in den Sinn kommen, ein Komma des Ausschreibungstextes verändern zu wollen. Nicht so bei den Kulturwissenschaften. Da werden viele gerne tätig, oft ohne zu ahnen, dass es sich hier, soll die Sache gelingen, ebenso um Fein- und Präzisionseinstellungen handelt wie beim mathematischen oder betriebswirtschaftlichen Geschäft. Wie einzelne Fächer und das große Ganze konzipiert, austariert und inspiriert werden, hängt vor allem von Personen und geglückten Personenkonstellationen ab. Ob diese ihre wissenschaftliche oder künstlerische Eigenheit einer gemeinsamen offenen und lebendigen Idee verpflichten und wie sie zu anderen ins Studienprofil, also in die vorgegebene Struktur passen, das ist und bleibt das Entscheidende. Und diese Struktur lautet, zum wiederholten Male sei es hier gesagt, wissenschaftlich-künstlerisch. Wer diese magische Formel, die das Kernstück des Hildesheimer Erfolges ist, einseitig außer Kraft setzt, schadet dem Studiengang. Das heißt, er macht ihn vielen anderen gleich. Das muss man wissen, wenn man für die Zukunft planen will.

Nicht häufig ist die Einheit von Wissenschaft und Kunst in einer Lehr-Person inkarniert. Und nicht in allen Kunstsparten ist diese doppelte Einheit möglich oder gar Tradition. Also ist darauf zu achten, dass nicht nur das Gleichgewicht zwischen WissenschaftlerInnen und Künstlern im Studiengang stimmt, sondern auch, was fast noch wichtiger ist, dass sie miteinander reden und arbeiten können und wollen. Der kunstsinnige, kunsterfahrene, kunstbesessene Wissenschaftler ist dabei

ebenso das Suchbild wie die reflektierte, formulierungsfähige, nachdenkliche Künstlerin. Und für beide gilt gleichermaßen: kommunikative Tauglich- und Lebendigkeit. Denn nur das ermöglicht gemeinsame Gespräche und gemeinsame Arbeit.

All das passt wenig ins akademische Gelände. Die ‚Wahrnehmungsdispositive‘, wie es im wissenschaftlichen Antragsdeutsch heute heißt, sind dort auf ganz andere Parameter gerichtet. Akademische Grade müssen absolviert sein und vorgewiesen werden. Drittmitteltauglich muss die einzustellende Person erscheinen (im Klartext: was holt der oder die KandidatIn durch Forschungsprojekte in den großen Topf der Stiftungsuniversität), dissertationsvermehrend muss sie wirken, will man künftigen Hochschulfinanzierungsmodellen genügen (Stichwort: formel-gebundene Mittelzuweisung). Dass eine forschende Kunst- und Vermittlungspraxis in diesem Kriterienkatalog ebenso wenig vorkommt wie die Frage, ob man künstlerische und wissenschaftliche Leistungen nicht auch promovieren und habilitieren könnte, dass man bei DFG-Anträgen den Praxisbezug eines Forschungsprojekts tunlichst zu verschweigen hat, zeigt die Grenze der Entwicklungsmöglichkeit eines wissenschaftlich-künstlerischen Unikat-Studiengangs wie den in Hildesheim.

Jene Studiengänge also, die zum besonderen Profil der sog. Profil-Universität Hildesheim entscheidend beitragen, sind und bleiben, so das Zwischenfazit, von innen und außen gefährdet: von jenen, die nicht sehen wollen oder können, dass wissenschaftlich-künstlerisch mehr als eine curriculare Formel ist, nämlich ein immer wieder neu zu erringendes und zu verlebendigendes doppeltes Ziel. Und von jenen, in deren Universitätskonzept und -verständnis so viel Individualität gar nicht vorkommt, die unterschiedlichste Forschungen, Lehrformen und Lehrinhalte über den akademisch gleichen Leisten schlagen wollen. Die Peers unserer ersten so positiv verlaufenen Evaluation, Prof. Lämmert und Prof. Glaser, haben das Problem übrigens mit aller Deutlichkeit schon vor einigen Jahren gesehen und es auf die schwierige Nachwuchsfrage fokussiert. Im Grunde – so ihre Einschätzung – müssen die Hildesheimer kulturwissenschaftlichen Studiengänge ihre künftigen Lehrenden selbst hervorbringen, müssten sie eine eigene Wissenschaftsform paradigmatisch bundesweit bekannt machen und zur Diskussion stellen, weil es Vergleichbares ja nicht gebe.

Suchen wir den Vergleich im überregionalen und internationalen Kontext, kann das Hildesheimer kulturwissenschaftliche Konzept bestehen, weil es, wie kaum eine andere deutsche Kulturwissenschaft, die „Verantwortung für ästhetische Erfahrung“ nicht nur auf dem Papier übernommen hat. Sie wird hier forschend praktiziert. „Verantwortung für ästhetische Erfahrung“ war nämlich das erste, ja primäre von vier Essentials, das unsere Stiftungsrätin, die Konstanzer Professorin Alaida Assmann, unlängst hier vor Ort als Voraussetzung und Ziel einer heutigen Kulturwissenschaft definiert hat. Zu deren Merkmalen zählte sie außerdem die „Verantwortung für die Sprache“, die uns nicht nur den Zugang zur Welt ermögliche, sondern die als sprachliche Darstellung erst Kultur schaffe. Nur mit ihrer Hilfe sei jene aktive kulturelle Erinnerungsarbeit möglich, die – Essential Nr. 3 – das kulturelle Gedächtnis sichere, in einer Zeit, die „Gegenwartschrumpfung“ (Lübbe) betreibe in immer schnellerer Historisierung des Vergangenen. Schließlich als 4. Merkmal: die „Verantwortung für kulturelle Besonderheiten“, die in Zeiten der Globalisierung und Immigration sichtbar werden müssten, um ein produktives Verhältnis zwischen Eigenem und Fremdem herzustellen. Sozial- und Kulturwissenschaften seien auf diesem vierfüßigen Fundament zuständig für Orientierungswissen, das in Zeiten der Weltunordnung zunehmend wichtig werde, ja zur „Sinnstiftung“ beitragen könne.

Die Hildesheimer Kulturwissenschaften tragen ihr Scherflein bei zu solch weit gefasster Aufgabenstellung. Sie sehen sich nachdrücklich bestätigt in der Feststellung und Herleitung Assmanns, dass Kulturwissenschaft keine Schule und kein Forschungsparadigma sei, dass aus der Krise der Humanities, bei uns Geisteswissenschaften genannt, unter anderem die Cultural Studies erwachsen seien, die einem elitären Kunstbegriff mit der Ausweitung in die Pop-Kultur begegneten und dass der Kanon der Überlieferung durch verschiedenste gesellschaftliche Entwicklungen „hinweggefegt“ sei.

Mit Hilfe von Kunstpraxis und Kunsttheorie unseren Standort in der gesellschaftlichen Gegenwart zu bestimmen, in Erfahrung bringen zu wollen, wo wir stehen, sind Selbstbeschränkung und hohes Ziel zugleich. Die Konzentration auf das Ästhetische hat im Hildesheimer Modell eine besondere Ausformung: zu erproben und zu wissen, was das Ästhetische heute ist und bedeutet, und in Erfahrung zu bringen, wie das Ästhetische das Heute, also die Gegenwart zur Anschauung und Evidenz bringt, ist mehr als ein Spiel. Es ist sinnliche Erkenntnis, die, wie Assmann es fordert, diagnostische Selbsterfahrung der Gesellschaft betreibt. Dass diese in Hildesheim oft spielerisch daher kommt, tut dem Ernst der Sache keinen Abbruch, im Gegenteil. Es zeigt nur, dass sinnliche Erkenntnis auch ein Vergnügen und eine Lust sein kann, ganz im Sinne von Altvater Brecht. Und es zeigt zugleich, dass in den Hildesheimer Kulturwissenschaften ein pädagogisches und didaktisches Konzept wirksam ist, das die Beteiligten dahin bringt, sich auf leichte und ernste Weise einzulassen, ja einzubringen auch in weit entfernte, zunächst scheinbar entlegene Bereiche.

Im kommenden Projektsemester wird ein zentrales Projektthema „Antike intermedial“ sein. Vier Institute, vier Kunstdisziplinen finden sich unter diesem Themendach zusammen: die Musik, die Fotografie und Szenografie, die Medien und das Theater. Und ich bin nicht nur sicher, dass „Themen wie Medien, Anthropologie, Körper, Gesellschaft, Theatralität oder Fremdheit“ hier in ihrer für unsere Gesellschaft zunehmend gewachsenen Relevanz sichtbar werden, wie Claudia Bentin und Hans Rudolf Velden dies in ihrer Einführung in neue Theoriekonzepte der Kulturwissenschaften konstatieren. Ich bin mir auch sicher, dass eben diese Themen in diesem Projekt ihre konkret sinnliche Ausformung und Reflexion der vergnüglichen und verstörenden Hildesheimer Kunstart finden werden. In Teilprojekten wie z.B. „Freischwimmen! Mit Medea im Blutbad“, im Swimmingpool der Domäne, oder in „[www.Odysseus zu Hause.de](http://www.Odysseus.zuHause.de)“, oder in „Antike Körper neu belichtet“, oder in „Platons Höhle“ oder in „Hotel Europa“, oder in „Elektras elektrische Störungen“. Dort ist – so scheint es mir – die kulturelle Erinnerung am lebendigsten, wo sie dazu taugt, die Gegenwart neu zu entdecken und zu formulieren.

Freuen wir uns aufs nächste Projektsemester im Sommer 2004!

Und wünschen wir der Hildesheimer Kulturwissenschaft eine gute Zukunft!

Vielen Dank!